

Als Freundinnen und Freunde unseres Museums sind Ihnen geografisch-kulturelle Gedankensprünge nicht fremd.

Wäre unser Haus heute geöffnet, könnten Sie auf der 2. Etage eine Ausstellung westafrikanischer Trommeln besuchen, auf der 1. Etage Seladon-Porzellane aus dem Osten Chinas und noch eine Treppe weiter unten im Erdgeschoss ab sofort eine Installation von Bildern und Klängen aus Kalkutta im Osten Indiens.

Wundern Sie sich deshalb bitte nicht, wenn ich zunächst über die Tlingit an der amerikanischen Nordwestküste spreche. Ein als *at.óow* bezeichnetes kulturelles Konzept der Tlingit scheint mir besonders geeignet zur Illustration dessen, worum es bei der Kalkutta-Ausstellung im Grunde geht, und – etwas allgemeiner – worum es geht bei der Audiosammlung unseres Museums, die massgeblich in das Konzept der Ausstellung hineinspielte.

Wörtlich bedeutet der Begriff „Besitz“, oder „etwas Gekauftes“; der Kaufpreis betrug in der Vergangenheit oft ein Menschenleben. Das Erworbene kann eine Landschaft sein – ein Berg, der Ort eines historischen Geschehens, ein Revier; es kann eine astronomische Erscheinung sein – die Sonne etwa, die Milchstrasse, das Sternbild des Grossen Bären; es kann ein Geist sein, ein schamanischer Hilfsgeist, oder eine künstlerische Form oder ein literarisches Bild – eine Episode aus dem Raben-Mythos bildlich dargestellt in einem Wappenpfahl, in einer Wandbemalung, in einem Webstoff. *At.óow* – das „Gekaufte“ – kann auch ein Lied sein oder eine Erzählung, z. B. die Geschichte von Gathéeni, der „Bucht, wo der Gletscher lebte“ – der heutigen Glacier Bay im Süden Alaskas.

Es ist eine lange und von der Tlingit-Ethnologin Nora Marks Dauenhauer sorgsam dokumentierte und publizierte Erzählung,¹ die ich in nur wenigen Sätzen zusammenfasse:

Ein junges Mädchen durchlebte seine Pubertät, wie es bei den Tlingit üblich war, abgeschieden in einem kleinen Anbau des mächtigen Gemeinschaftshauses seines Klans. Es war bereits das dritte und letzte Jahr seiner Isolation, und das Mädchen langweilte sich ohne Ende. In der Ferne, hinter einem Bergrücken, war ein kleines Stück eines Gletschers zu sehen, welches dort in der Sonne funkelte. Das Mädchen warf dieser Gletscherzunge die Gräte eines Trockenfisches hin, den es gerade verspeist hatte, und lockte den Gletscher wie einen jungen Hund. „Komm her, friss!“

Und der Gletscher kam. Mächtig wölbte er sich über die Krete und schob sich heran, „schneller als ein rennender Hund“, wie es in der Geschichte heisst.

Mit seiner gedankenlosen Respektlosigkeit hatte das Mädchen ein Tabu gebrochen und so sein Leben verwirkt. Gerettet wurde es von seiner Grossmutter, die sich an seiner Stelle opferte und alleine in dem Klanhaus zurückblieb, während das Mädchen und seine Angehörigen in Booten aufs offene Meer flohen und von dort aus mit ansehen mussten, wie der Gletscher das Haus und die Grossmutter ins Wasser der Bucht stiess. Zwei der Männer waren von dem Ereignis so überwältigt, dass sie spontan in Gesang ausbrachen und auf diese Weise zwei Lieder komponierten, die bis heute erinnert und bei besonderen Anlässen des Klans gesungen werden.

Mit ihrem Opfer, zum Preis ihres eigenen Lebens, erwarb die Grossmutter für ihren Klan eine ganze Reihe von *at.óow*. Dazu gehörten die Land- und Wasserrechte von Glacier Bay, das Recht an der bildlichen Darstellung von Eis, von Gletschern, von Eisbergen und von Grossmutter und Enkelin; das Recht am Grollen des Gletschers; das Recht an den Namen von Grossmutter und Enkelin; das Recht an den Namen der beiden Sänger, das Recht an den von ihnen komponierten Liedern und das Recht an dieser Erzählung.²

Werke der Tlingit-Kunst sind *at.óow*, Bestandteile grösserer mythologisch-ritueller und multimedial zelebrierter Zusammenhänge.

¹ Dauenhauer, Nora Marks and Richard (ed.), *Haa Shuká, Our Ancestors. Tlingit Oral Narratives*. Seattle, London 1988. 244–291.

² Worl, Rosita Faith, *Tlingit At.óow: Tangible and Intangible Property*. Cambridge, Ma. 1998. 94–95.

Was haben wir also, wenn wir im Museum über eine Tlingit-Maske oder ein Tlingit-Textil verfügen? In unserem Depot liegen rund ein Dutzend Stücke, die zur Kategorie der *at.óow* gehören dürften, und was immer wir damit haben, ist ungenügend.

Denn für sich genommen vermag es die museal verwahrte Maske ebenso wenig wie die verschriftlichte Erzählung in einer Bibliothek und die Audioaufnahme des Gesangs in einem Tonarchiv die Einheit ihrer grösseren Zusammenhänge zu repräsentieren. Von den Tlingit selbst jedoch wird diese Einheit zu besonderen Anlässen, bei Abdankungen etwa, zelebriert mit einer sorgsam choreografierten Zurschaustellung ihrer materiellen Elemente und mit einer Performance ihrer immateriellen Komponenten.

Nora Marks Dauenhauer schildert das Befremden, welches Indigene beim Besuch ethnografischer Ausstellungen erfahren: auf sie wirkt die museale Inszenierung ihrer Objekte bestenfalls wie ein Film, sie schreibt: „wie ein Film ohne Tonspur“.³

Die Tonspur der Dinge sind die Stimmen und Geschichten und Erinnerungen und Beobachtungen und Anweisungen und vielleicht Lieder und Rezitationen und Küchen- und Werkstattgeräusche jener, die diese Dinge erfanden, herstellten, begutachteten, verwendeten und irgendwann veräusserten.

Fehlt diese Tonspur in der Sammlung und Ausstellung, fehlt nicht wenig: Es fehlt der indigene Kontext, es fehlt die indigene Perspektive, wie sie sich ganz besonders sprachlich, musikalisch, rhythmisch – das heisst akustisch – expliziert, es fehlt also alles, was den Sammlungsstücken am Ort und in der Gesellschaft ihrer Herkunft Sinn und Bedeutung verlieh.

Die „Fetischisierung von Dingen“, wie sich die kanadische Ethnologin Julie Cruikshank ausdrückte, die „objektdominierte Ästhetik“ ethnografischer Museen⁴ verhindert, dass diese sich nachhaltig entbinden von ihrer einstigen Funktion als ideologische Zeughäuser des europäischen Kolonialismus’.

Doch widerspricht diese Funktion dem musealen Gedanken des Museenheiligtums, des Wissensspeichers, der Hochschule, des Symposions – einem Ort alkoholischer Getränke und lebendiger Debatten.

Die heute vielfach geforderte Dekolonisierung ethnografischer Museen kann nicht nur Fragen der Restitution geraubter Dinge betreffen, sie betrifft auch Fragen der Restitution von Interpretation und Bedeutung, Fragen des Umgangs mit den Dingen in Museen. Die Dekolonisierung ethnografischer Museen betrifft letztlich Fragen des Verständnisses der Dinge in ihren Sammlungen als Fragmente grösserer, multimedialer Einheiten.

Die Trommel ist unvollständig ohne ihr Klang; Trommel und Klang sind unvollständig ohne die anderen Trommeln und Klänge des Orchesters und ohne Anlass und Bedeutung ihres Zusammenspiels.

Deshalb widmet das dekolonisierte Völkerkundemuseum seine Ressourcen nicht dem Musikinstrument, sondern der Musik, nicht der Maske, sondern dem Zeremoniell, nicht dem Hammer, sondern der Werkstatt; das dekolonisierte Museum ist kein Zeughaus, sondern ein Resonanzraum.

Einen solchen errichteten wir für einmal ganz konkret und unpräventiös mit der Ausstellung KALKUTTA SCHWARZWEISS.

In der Ausstellung befindet sich, von der Möblierung mit Sitzbänken, Projektionsflächen und Textleuchtkästen abgesehen, nur ein einziges Ding, nämlich eine kleine Figur der Göttin Kali, der Namensgeberin Kalkuttas.

Die Figur dreht sich langsam um sich selbst und verändert so unablässig ihre Erscheinung; eingebettet ist sie in den Klang von Stimmen, von Traumerzählungen und Lebensgeschichten, von Abzählreimen, Händlerrufen und Gesängen von Strassenmusikern, von den Rufen der Massen bei religiösen Prozessionen, von Verkehrslärm, vom Randalieren der Krähen; eingebettet ist sie auch in das Spiel von Licht und Schatten der Lochkamera-Bildprojektionen von Samuel Schütz.

Lichtspiel und Klang umhüllen die Kali-Figur im Ausstellungsraum, wie sie’s auch im Kali-Tempel Kalkuttas tun, und verdeutlichen so, dass an den Dingen im Völkerkundemuseum mehr dran ist als ein Etikett.

³ Dauenhauer, Nora, Tlingit *At.óow*: Traditions and Concept; in: Abbot, Helen et al. (eds.), *The Spirit Within*, New York 1995. 20–29.

⁴ Cruikshank, Julie, Oral Tradition and Material Culture: Multiplying Meanings of ‘Words’ and ‘Things’, in: *Anthropology Today*, Vol. 8, No. 3 (Jun., 1992), p. 8.